

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

20 (14.5.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 14. Mai 1939

Folge 20 / Jahrgang 1939

Jugoslawien

Land des Aufbaus / Ein Reisebericht von Oskar Peter Brandt

Jugoslawien ist ein schönes Land. Die Städte wie die Landschaften sind von einer Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit, die jeden Besucher in Erstaunen versetzen. Wer, vom Norden kommend, zum Süden fährt, dem erschließen sich die hohen und majestätischen Gebirgszüge der Karawanken und der Julischen Alpen, die weiten und endlosen Mais- und Weizenfelder. Dann wieder wechseln Hebläche und fruchtbare Täler mit dem Karstgebirge. Die fahlen und weißen Steine werfen die Straßen der

Belgrad, die schöne Hauptstadt des Landes am Zusammenfluß von Save und Donau, vermittelt dem Besucher die Möglichkeit eines regen Gedankenaustausches. Die Sympathien der jungen Angehörigen des Landes gelten ganz und gar den großen Nachbarländern Deutschland und Italien. Daß diese Feststellung sich auch für das breite Land aufstellen läßt, haben wir auf unserer Fahrt an unzähligen Erlebnissen feststellen können. Die vorwärtstürmende, mit einem realen politischen Sinn ausgestattete Jugend, hat den frankophilen Kreisen überlegene Kräfte gegenübergestellt. Sie steht damit bedingungslos hinter dem von der Regierung eingeschlagenen Weg der engen Freundschaft zu Deutschland und Italien.

Während draußen die Belgrader Damenwelt, sehr luftig, sehr schick und sehr elegant gekleidet, ihren Korso hat, werden hier in einem der zahlreichen großen Kaffees die Probleme des Landes behandelt. Der junge Serbe spricht mit südländischem Temperament, wobei seine Hände manchmal wild über dem Tisch wirbeln.

Die Judenfrage, von weißhitzigen Kreisen in diesem Lande schon lange als Problem angesehen, ist der nächste Gesprächsstoff. Belgrad, Agram und Sarajewo sind noch starke Metropolen des Judentums. Das schaffende Volk in den Fabriken und Gruben, auf den Baustellen und auf dem Lande lehnt den jüdischen Eindringling, der sich auch hier mit den skrupellosesten Methoden eingenistet hat, ebenso ab wie die sich immer mehr von liberalistischen Gedankenengängen entfernenden geistigen Schichten des Volkes. Das vor wenigen Monaten erlassene Verbot von Mischehen zeigt, daß man die völkische Gefahr klar erkannt hat. Und Belgrad hat sich ganz unmißverständlich weiteren Zugzug von Juden verboten!

Ueber die Einstellung Jugoslawiens zum Bolschewismus genügt die Feststellung, daß jedwede kommunistische Betätigung schwer geahndet wird. Eine kommunistische Partei existiert in Jugoslawien nicht. Wenn die Irrlehren von Marx und Lenin trotzdem Diskussions-themen in einigen, von unkontrollierbaren Geldgebern finanzierten Belgrader Salons sind, so handelt es sich hier nur um einen Kreis vermeintlicher und salopper Menschen. Aber auch diesem elenden und feigen Salonhohleismus geht man energisch zu Leibe. Bei dem arbeitsamen, fleißigen und sehr gesund empfindenden Volk haben solche Ideen überhaupt keinen Nährboden.

Den Gast aus Deutschland erwarten sowohl in den Städten wie bei den Besuchen auf dem Lande eine gastfreie Aufnahme und lebenswichtige Hilfsbereitschaft.



Jugoslawische Landschaft am Fuß der Karawanken, dem mächtigen Grenzgebirge
Aufn.: Geschwindner

Jeder, der nur ein paar Brocken Deutsch versteht, beginnt sofort eine Unterhaltung. Hitler steht hoch im Kurs und wird überall diskutiert. Das Interesse an dem märchenhaften Aufstieg Deutschlands ist außerordentlich groß. Sehr kraß sind noch die sozialen Unterschiede. Die soziale Lage der Arbeiter wie der Landbevölkerung läßt noch viel zu wünschen übrig. Neben großen Neubauten stehen noch die Elendshöfen. Wenn man z. B. in Belgrad die Fahrstraße hinaus zum Flughafen passiert, den Hermann Göring als einen der schönsten in Europa bezeichnete, kommt man an diesen Wohnbaracken vorbei. Je weiter man zum Süden kommt, desto größer wird die Anpruchslosigkeit. Oft genügt ein gerösteter Maistollen oder ein im Meer gefangener Fisch als Mahlzeit. Auch die unteren und mittleren Beamten und Angestellten können noch nicht von einem annehmbaren Lebensstandard sprechen. Hier wirkt sich — vor allem in den großen Städten — noch die empfindliche Wohnungsnot aus. Der Mietzins beläuft sich auf 30 bis 40 v. H. des Einkommens. Da kann man sich nur helfen, indem man nach der Tagesarbeit noch Gelegenheitsarbeit ausgeführt wird. Oder die Frau muß mitarbeiten.

Urlaub, Freizeitgestaltung und eine geordnete Sozialversicherung sind z. Z. noch unbefannte Begriffe. Man hofft, mit der härteren wirtschaftlichen Entwicklung, recht bald an die Lösung dieser dringlichen Fragen herangehen zu können. So ist das Wohnbauprogramm schon recht energig angelaufen worden. Beamte des Sozialministeriums in Belgrad versicherten, daß man all diesen Fragen allergrößte Aufmerksamkeit widme. Man hat er-

kannnt, daß es sehr wichtig ist, an der Erhöhung des Lebensstandards alle Gruppen teilnehmen zu lassen. Nichtsahnend für die Behandlung dieser Fragen sind die in Deutschland geschaffenen Vorbilder, die man als die besten der Welt bezeichnet.

Jugoslawien ist ein wachsendes Volk. 5, 6 und 7 Kinder sind keine Seltenheit. Auf dem Lande! In der Stadt verbieten die höheren Lebenshaltungskosten und die zu hohen Mietpreise diese erfreuliche biologische



Stärkung. Man hat sich hier des bisher völlig unzulänglichen Gesundheitswesens angenommen und überall ärztliche Beratungsstellen eingerichtet. Auf dem Lande kommen ausgebildete Schwestern ihrer verantwortlichen Aufgabe nach, Helfer in Krankheitsfällen zu sein. Diese Maßnahmen haben eine bedeutende Herabminderung der Kindersterblichkeit, besonders im heißen Süden, bewirkt.

Die wirtschaftliche Entwicklung in den letzten Jahren hat Jugoslawien von der Geißel der Arbeitslosigkeit befreit. Erstreckt wird eine weitere Stärkung der wirtschaftlichen Kraft, die größere Erschließung der Bodenschätze (Braunkohle, Eisenerz, Kupfer, Blei, Chrom, Mangan und Quecksilber) sowie die Intensivierung der Landwirtschaft. Ein Teil des vom Staate geförderten Aufbauprogramms konnte bereits verwirklicht werden. Viele Projekte sind in Angriff genommen. Die großen Städte des Landes — Belgrad, Agram, Sarajewo, Laibach — durchpulst ein reges Leben. Neue, moderne Fabriken, zum größten Teil mit deutschen Maschinen ausgerüstet, sind gebaut oder im Entstehen begriffen.

Die Aufgaben für die Zukunft scheinen mit sicherem Blick erkannt. Jeder, der mit offenen Augen durch diesen jungen Staat fährt und über seinen vielen herrlichen landschaftlichen Schönheiten nicht vergißt, in lebendigen Kontakt mit dem jugoslawischen Volk zu kommen, hat die Ueberzeugung, daß Jugoslawien seinen Weg in eine bessere Zukunft machen wird. „Wir sind stolz“, sagte man mir, „auf die Freundschaft mit Deutschland und Italien, die durch die jüngsten Ereignisse im mitteleuropäischen Raum noch eine gewaltige Vertiefung erfahren hat.“



Seine Majestät König Peter II.
Dies Bild zeigt den jungen König in der Hoftracht mit den Insignien, die ihm vor seiner endgültigen Thronbesteigung zustehen.

Sonne glühend heiß in die zu ihren Füßen liegenden Bauernhöfe. Hier müssen dem steinigen Boden in mühsamer Arbeit die Erzeugnisse abgerungen werden. Und doch finden die Menschen noch Zeit, Jahr für Jahr ein weiteres Stück dieses Felsgebirges aufzuforschen. Ein gigantischer Kampf, an dem noch Generationen ihre Arbeit haben werden.

Als Krönung einer solchen Fahrt winken die Gestade der Adria, die zwischen Sarajewo und Herzognovi zwischen bizarren Felsformen himmelblau aufliegen. Schließend nehmen die Bucht von Kotor, das Weltbad Ragusa und das weltberühmte Spalato Herz und Sinne gefangen. Wenn dann der Kaffee unter hohen und schattenspendenden Palmen serviert wird, wenn man die Mitglieder am herrlichen Strand von Zadar reden kann, sind die Tages- und Nachtfahrten in den heißen Zügen, die beschwerlichen Tagesmärsche in entlegene Bauernhöfe und selbst die juckenden Andenken eines Besuches in der Zigeunersiedlung von Skopje vergessen. Dann werden die vielen empfangenen Eindrücke wieder wach und Seite auf Seite des Tagebuches füllt sich mit politischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Problemen des jüngsten südeuropäischen Staates.

Der aufbaufröhliche und aufbauwillige junge Staat hat sich in den ersten 20 Jahren seines Bestehens recht gut entwickelt. Seinem ersten König, Alexander I., war es in erstaunlich kurzer Zeit gelungen, Serben, Slowenen und Kroaten zu einer Einheit zusammenzuschmelzen. Die junge, heranwachsende Generation sollte nach seinem Willen weniger als Serbe, Slowene oder Kroate, sondern als Jugoslawe in Erscheinung treten und handeln und fühlen. Der an ihm im Jahre 1934 in Marseille verübte Mord hat zwar alte Gegenstände wieder aufgerissen, aber nicht vermocht, die Einheit des Staates zu zerstören. „Hütet Jugoslawien!“ Nach diesen letzten Worten des von dem gesamten Volke geliebten Herrschers ist die Politik ausgerichtet.



Das Königsschloß in Belgrad

„Führer“-Archiv (2)

Badische Erzähler: Max Dufner-Greif

Das Schicksal Karlmanns

Als dem fränkischen Hausmeier Karl Martell und seinem Weibe Chrottrudis nach dem Erstgeborenen, der Pippin hieß, ein zweites Knäbchen geboren wurde, fiel bei der Taufe in dem Augenblick, als der Priester das Wasser aus einem goldenen Gefäß über den Kinderkopf goß, durch eine ganz in Purpur glühende Kapellenleuchte ein jähes Licht gerade über den Säugling, das dessen greinendes Gesichtchen wie mit rotem Blut übergoßen schien, und ein Geist des Schreckens überkam die um den Altar verammelten Männer und Frauen.

Ulrich von Hutten

Dein Sehnen ist nun Wirklichkeit. Wenn du in ruhelosem Streit hast immer an das Reich gedacht, so wird's zu jener stolzen Macht, von der du hattest einst geträumt, als wild dir noch dein Herz geschäumt.

Es wurde Pippin als ein Liebling unter den Kriegern seines Vaters geachtet, Karlmann aber bald als eine Leuchte von den Dienern der Kirche gerühmt. Der Erstgeborene geriet bei dem harten Leben gut, in dem jüngeren Bruder jedoch ermahnt sich die Liebe zu den Freunden der Jagd auf Wälder und Urwälder, ließ es sich dieser in weichen Betten wohl sein.

Im Jahr 741 erhielt Karlmann die Länder Austrasien, Alemannien und Thüringen zur Verwaltung, und das brachte ihm mit Winfrid, der als Statthalter des Papstes in Germanien wirkte und später als Bonifatius im Abendland der Kirche blieb, eng in Verbindung und Zusammenarbeit. So trafen sich die beiden 742 auf einer Synode, deren Beschlüssen unbekannt, wohl in einem eifrigen Kloster zu suchen ist. Auser Karlmann und Winfrid waren die Bischöfe Heddo von Straßburg und Agafrid von Köln anwesend. In der verriegelten

Abtgruft unter dem Hochaltar fand bei Kerkentzen die Beerdigung statt, und ein grabeskühler Hauch flatterte dunkle Schatten an den feuchten Mauernänden hin, denn die kleinen Dinge liegen wohl im Bann der großen Bewegungen.

„Lohnete die Alemannen“, sprach darauf Karlmann, in Teutobald ihren harten Führer haben, den eine verführerische Gemeinschaft treuer Gefolgsleute umgibt, sind sie und ihr uraltes Sakentum unüberwindlich. Er hat Pirmin ins Elbaf gefahrt, und auch Heddo hat keiner wilden Gewalt weichen müssen. Als unser königlicher Vater vor zehn Jahren deswegen einen Vergeltungszug über den Rhein unternahm, fiel ihm Teutobald in die Hände, und der Alemanne wurde als Geißel tief im Frankenland auf eine Burg gebracht, die er nie mehr hätte lebend verlassen dürfen.

Neues aus dem oberrheinischen Schrifttum

Auf nicht weniger denn 1066 Druckseiten, also mit einer Gründlichkeit, welche dem Gegenstande angemessen ist, vollzieht sich die Handlung des Romans „Schweizerpiegel“ von Meinrad Inglin (Verlag Staackmann, Leipzig, 1923); es ist ein ausführliches und nicht ternes Bild, das der Leser mit diesem Werke als „Schweizerpiegel“ vorerst bekommt, und ein wichtiges dazu; denn es handelt sich um die Schicksale einer deutsch-schweizerischen Familie in den Jahren 1912-1919; der Hausherr ist Schweizer Nationalrat, Bürger dort und durch mit einem christlichen Willen, Militär und Zivil in seinem Leben und in seiner Familie tatsächlich einig wirken zu lassen. Aber die Ehefrau und die Kinder dieser Ehe samt ihrer jeweiligen Begleitern oder Verlobten sind eine andere Generation und es ist ein Stück dieses Spiegelbildes, wenn man sieht, wie in den Kriegsjahren und mit dem Kriegsende die Lebensmöglichkeiten dieser Familie auseinander treten; das alles könnte als „Romaninhalt“ konzentriert erscheinen, ist es aber tatsächlich nicht; sondern Inglin will und erreicht viel mehr, als

ter Heeresmacht über den Rhein und zerstörten das Land bis an den Fuß der Alb. Den Winter über blieben sie in den Tälern des Schwarzwaldes, aber im folgenden Frühjahr zogen Karlmann und Pippin mit ihren Heeren bis an den Fuß von dort Ostwärts niederzuziehen, und ihren überlegenen Streitkräften fiel auch der Sieg zu. Die Franken schleppten den gefangenen Herzog in ihr Land, aber Teutobald, der sich in unangenehmen Waldburgen verhalten hatte, konnten sie nicht habhaft werden, zumal die treuen Sachsen im Norden sich zur Entlastung der bedrängten Alemannen und Bajuwaren erhoben hatten. Im Jahr 744 brach Teutobald überraschend aus seinem Versteck hervor und erlöschte alle fränkischen Heersträger im alemannischen Land. Zwar jagte ihn Pippin wieder in seine Alpbirgen zurück, aber schon im nächsten Jahr fielen Teutobald und der inzwischen freigelassene Heddo ins Elbaf ein. Der Sieg ließ sich den Alemannen endgültig zuwenden, da erlagen sie einer listigen List, die Karlmann erdrossen hatte.

„Lass dich tanzen“, schrie ein Mönch, als Teutobald an die Reihe des Enthauptens kam, und hielt ihm das Kreuz entgegen, „sonst wirst du zur Hölle fahren!“ „Nehmt mit meinen Alemannen in der Hölle“, lachte gähnend der letzte Herzog am Oberrhein, „als mit euch Franken im Himmel!“

Karlmann übergab 747 die Herrschaft seinem Sohne Drogo, zur Säule für das Welfenhaus, das ein Vorbild für das kommende Sachsenkönigtum bei Wenden war, gründete er auf dem Soracte bei Rom ein Kloster und



Freude am Schönen. Ist rotter Mai geworden aus alter Weiden bricht, — im Süden wie im Norden, all Morgen neues Licht. Wir ziehn dahin voll Sehnen, hinein in uns're Welt, und freu'n uns an dem Schönen, wo es sich uns gesellt.

wurde selber Mönch. Seine letzten Jahre verbrachte er irrt und wirr als Gänschirt in dem Kloster von Wienne an der Rhone. Wenn die Schiffer dort an den grauen Mauern vorbeifahren, hören sie nachts aus einer erhellten Zelle das Angeflüsterte des Königs, der von idyllischen Gefühlen geängelt wurde und nicht mehr auf den Boden treten wollte, weil er auf blutigen Schindeln zu gehen vermochte.

In Briefen steht es geschrieben

Große Deutsche — Künstler schreiben — Liebesbriefe eines alten Kavalliers

An erster Stelle dieser Briefe, die wir hier anfangsweise haben, sollen die im Verlag Eugen Diederichs, Jena, herausgegebenen „Große Deutsche in Briefen an ihre Freunde“ stehen. Wolfriedrich Koch hat sie herausgegeben. In seinem Vorwort zu diesem etwa 250 Seiten umfassenden Band sagt der Herausgeber, „in ihnen allen wird sichtbar, das menschliche Leben, wo immer es seinen Sinn erfüllt, und seine schöpferischen Kräfte entfaltet, ein Leben in Gemeinschaft und Bindung ist.“ Gerade Freundschaften haben ein besonderes Interesse für die Nachwelt, denn in ihnen liegt einmal die Seele des Schreibers ausgebreitet, dann aber vermag der Leser als Zweites auch den Geist, das Können und die Fragen zu erkennen, die den Schreiber beschäftigen. Aus jeder Zeile spricht uns hier an, was wirklüche Freunde sich untereinander zu sein vermögen. Wenn wir nur die Briefe lesen, die Thoma und Thode miteinander geschrieben haben, so wird uns deutlich, wie zahlreich die Anregungen waren, die beide sich untereinander zu geben vermochten. Wir sehen aber auch, mit wieviel unendlicher Liebe diese beiden Männer aneinander geknagten haben. Dieser Band Briefe ist ein Denkmal deutscher Freundschaft und Verehrung.

„Eine Welt schreibt an Goethe“ ließ der Verfasser seine Fähigkeit erkennen, den Leser auf diesem Wege mit der Persönlichkeit eines Mannes bekanntzumachen. Auch ist ihm dies auch mit Bismarck gelungen, denn aus diesem Briefband spricht uns die Persönlichkeit des Kanzlers an, ganz abgesehen von der Tatsache, daß wir an vielen Stellen deutlich merken, wie sich das Bild Bismarcks weiter vervollständigt. So ist dieser Band ein wertvoller Beitrag zum Bismarckstudium.

Albalt Stifter und Gottfried Keller

„Bunte Steine“, „Zürcher Novellen“ und „Das Singspiel“. In Bonas Neue Klassische Bücherreihe, in deren äußere geschmackvolle Einbänden uns schon mancher wertvolle Beitrag aus dem klassischen deutschen Schrifttum besichert worden ist, sind jetzt auch die drei oben angeführten Bände erschienen (Deutsches Verlagshaus Bonn & Co., Berlin), die zum unerschöpflichen Erzählergut des deutschen Schrifttums gehören. In diesem neuen Gewand sprechen aus diese alten Freunde, die uns schon manche Stunde der stillen und besinnlichen Einkehr bereitet, besonders an. Gerade bei diesen mit äußerstem Geschick gebundenen Bänden wird dem Leser klar, daß es abfolgt nicht gleichgültig ist, wie ein Buch gebunden ist. Wohl wird der Inhalt grundsätzlich nicht dadurch beeinflusst, wohl aber seine Wirkung auf den Leser. Und das dürfte ja wohl bei einem Buch entscheidend sein. Jedes einzelne Bändchen ist eingeleitet durch Ausführungen des Herausgebers, die nicht in langatmigen Darstellungen verlieren, sondern das Wesentliche klar und umhüllend deutlich herausarbeiten. So werden sich auch diese drei Bändchen ebenso viele Freunde erwerben, wie die vorhergehenden.

die Art von Geschichte einer Familie; er zeigt seinem Leser nämlich, wie die Eidenoffenschaft seit 1912 sich politisch und militärisch verhalten mußte, um nicht nur der Neutralität zu verfallen, sondern auch den in ihrem Inneren aufwachsenden, keineswegs immer einigen jugendlichen kommenden Generationen; man sieht in diesem Schweizerpiegel nun eben nicht die Schweiz der Fremdenindulgie und der bunten Postkarten und Panoramas, sondern das herbe wirkliche Alltagsleben aller jener Familienmitglieder vollzieht sich im Kreise der politischen Möglichkeiten und deren Wandlungen.

Schon einmal hat die Eidenoffenschaft einen großen, wenn auch nicht so umfangreichen, rein politischen Roman hervorgebracht, nämlich den „Martin Salander“ Gottfried Kellers, den selbst Friedrich Keller oft nicht kennen oder als ein „Allerwennit“ ablehnen; gewiß erreicht Inglin Wert die späte Dichtung Gottfried Kellers nirgendwo, und wird wohl auch nie einen solchen Erzählstil geahnt haben; aber dennoch ist der Roman „Schweizerpiegel“ sehr kellerhaft, dabei aber durchaus selbständig. In Kellers „Martin Salander“ hebt die Generation um 1883 zur Debatte, samt der großen Sorge, welche der weiße Staatsbürger für sein schweizerisches Volk mit vielen Gründen haben mußte; damals war es die Prosperität, welche das politische Leben der Schweiz in die peinliche Nähe der schlechten Karikatur brachte; Gottfried Keller besah den Mut, diese Karikatur des Schweizer politischen Lebens um 1888 herum deutlich zu zeigen, sehr lieblos und sehr nüchtern. Wie recht Gottfried Keller mit seinen Beschreibungen und mit seinem Martin Salander hatte, bewies der geschichtliche Ausgang besagter Epoche; und hier, als es eigentlich am schlußmüde mit bourgeoiser Verflüchtung war, also zwischen 1908 und 1912, zeigt Inglin „Schweizerpiegel“ ein, mit dem Schweizer Kaisermandat in der Schweiz von 1912. Inglin's große Sorge gilt in erster Linie dem Schweizer Volk, dem Soldaten und seinem Kommando durch Offiziere, die solches entweder zu viel, oder zu wenig sind; hier wird nun der Schweizer zur großen Zeit; denn indem Inglin die Notwendigkeit der Schweizer Armee bejaht, und in breiterer Darstellung des Weltkrieges in der Schweiz zu beweisen sucht, verlohnt er sich und den Leser nicht mit der schärfsten Kritik eben dieses Heeres und seiner Offiziere samt Führung.

Damit wird der Roman „Schweizerpiegel“ zu ganz etwas anderem, als einer schönen Chronik der eidgenössischen Zustände zwischen 1912 und 1919; gewiß, wäre das Werk knapper geschrieben, weniger weitläufig und noch viel, viel mehr herbe, — es würde noch deutlicher die alemannische Statur der Seele beweisen, und immer wieder beweisen. Es ist aber trotz seiner Breite eine Dichtung geworden, die allen Rang und hohe stilistische Kraft in sich trägt. Inglin will, so wenig, wie ein Gottfried Keller, seinen Schweizer „Bourgeois“ machen, — aber er duldet keine Schönfärberei, auch im Alpenalpen nicht! Es steht die Tellstafel und die Fremdenindulgie; dafür aber steht das Schweizer Volk mit all seinen Sorgen, Mühen und besonderen Aufgaben, besonders auch in politischer und wehrwirtschaftlicher Hinsicht, vor dem Leser dar; es ist nicht das Schweizer Volk von heute, von 1893, aber es ist es von 1914; und alle Kellern wissen noch gut aus der Erinnerung, wie schwer diese 43 Kriegsjahre für die Schweiz waren, welche zwar keinen Krieg hatte, aber dauernd sich mehr oder weniger deutlich beschmenen mußte, als hätte sie ihn, oder würde ihn demnach bekommen; es war schwer, die Neutralität zu wahren, zu beweisen, zu erklären und zu schützen.

Inglin's Schweizerfamilie ist geborenes Bürgergut; Weltorgen gibt es da nicht, aber viel, viel Zeit, um sich „bürgerlich“ Sorgen und Gedanken zu machen über Angelegenheiten, welche es nicht oder nicht in dem Maße verdienen; Inglin ist stiller humorvoll, und darin unterscheidet er sich vollkommen von Gottfried Keller, dessen Humor eine auseinanderreißende Welt aufgehoben hätte, weil echter Ausen-Prokrast ist; Inglin geht da mit bescheideneren Gaben der Natur zu Werke; aber er sieht eines, und das ist das eidgenössische Soldaten- und Wehrwesen, um ein, samt den feinsten feinsten Schattierungen all dieser Uniformierten, welche eigentlich so ganz und gar keine Soldaten sind und sein wollen, tatsächlich

aber etwas fleißig militantes (nicht „militärisches“) in sich tragen und es beweisen.

Der Roman „Schweizerpiegel“ ist kein Heeresbericht und auch keine politische Spezialstudie; er ist auch keine Unterhaltung für Sprachen- und Nationenfrage in der Schweiz. Das Wäldele im Eifel und die Fragen der Weltgeschichte werden hier mit einem oft wortreichen Witzschmelzen einbezogen und sehr vorzüglich und ganz behutsam; auch davon könnte mancher Autor, der Inglin lernen will, mit welchem Takt man über politische Dinge und Meinungsverhältnisse dabei schreiben kann, wenn man nur selbst ein überlegener Geist ist.

Inglin's große Romandichtung wird jedem Leser, besonders aber jedem Schlußdenker, der die Dinge des Dberweltproblems eingehend durchdacht hat, eine Fundamente von interessanten Dingen bieten; dazu Anschauungsmaterial über eidgenössische Menschen und Umstände, dazu die Erinnerung an die Kriegsjahre, zeichnen von Menschen außerhalb des Reichs, indem sie große Aufgaben erfüllen mußten, wohl wissend, daß ein Kriegsgewinn nicht in Frage käme. Als dann 1918 eine andere Zeit anbrach, mußte die Schweiz voran dran stehen, um die Folgen ihrer Gait- und Unrechte, die sie gewährt hatte, in Mitteleuropa auf sich zu nehmen; diese Stellen des Romans sind zweifellos die besten und auch interessantesten; denn hier geht es dann um seelische Fragen, bei denen die alemannische Statur der Seele sich noch viel deutlicher und feiner erweist, als in der Uebernahme und Durchführung von solchartigen Dingen, die aus der Zeit und für die Zeit gedacht und getan sind.

Drollige Geschichten aus alter Zeit

Aus dem Rollmagenbüchlein des Jörg Wickram von anno 1555 nachgezählt von Fritz Wolff

Was ein Schneiderlein im Himmel anstellte

Kloppte da ein biederes Schneiderlein an die Himmelpforte und begehrte Einlaß beim Petrus. „Ja, darfst jetzt niemand einlassen, der Herrgott ist gerade spazieren gegangen und hat es mir streng verboten“, erwiderte ihm Petrus. Doch das Schneiderlein ließ nicht locker, und schließlich lagte ihm Petrus: „Da sehe dich hinter die Himmelsstüre und warte bis der Herrgott zurückkommt.“ Das Schneiderlein ließ es sich nicht zweimal sagen, als ihm aber die Zeit zu lang wurde, schlich es sich davon und kam in einem großen Saal. Darin fanden viel kostbare Stühle und in der Mitte ein großer, goldener Sessel mit Schmel, viel kostbarer, als die andern. Auf diesen setzte es sich und blickte hinab auf die Erde. Da sah das Schneiderlein gerade, wie seine Nachbarin einer andern seidenen Gänder stahl und in seiner Empörung griff es nach dem goldenen Fußstempel und warf ihn kurzerhand auf die Diebin hinunter auf die Erde.

Inzwischen war der Herrgott zurückgekehrt, und das Schneiderlein verdrückte sich wieder hinter die Himmelsstüre, wie ihm zuvor geschien. Bald bemerkte der Herrgott das fehlende Schmel und er fragte Petrus: „Dast du etwa jemand in meiner Abwesenheit eingelassen?“ „Ja, da hinter der Pforte ist ein armes Schneiderlein, es begehrte Einlaß“, antwortete ihm Petrus. Vor den Herrgott geführte fragte der das Schneiderlein: „Wo hast du meinen goldenen Schmel hingetan?“ Das Schneiderlein zitterte wie Espenlaub und erzählte dem lieben Herrgott, daß es den Schmel vor kurzem seiner bösen Nachbarin drunten nachgeworfen hätte, da es gefehen, wie diese einem anderen Weiß leibene Stuhl der gestohlen habe. „Mein lieber Freund“, entgegnete ihm der Herrgott, „wenn ich dir jedesmal, als du selbst auch stahlst einen Sessel, Stuhl oder Schmel hätte nachgeworfen wollen, wärdich ich hätte deren keine mehr hier oben.“ Das Schneiderlein mußte wohl abgeben, daß dem so sei, machte sich eiligst aus dem Himmel und wollte flüchtig nicht mehr Richter über andere sein.



Das Schloß in Donaueschingen.

Wie alljährlich im Frühjahr, wird auch in diesem Jahr vom 19. bis 21. Mai in Donaueschingen das „Oberrheinische Musikfest“ abgehalten werden. Wieder wird Musik aus den drei Ländern des oberrheinischen Raumes erklingen und Brücken schlagen zwischen den Völkern, die hier in der Südwestecke des Reiches in freundschaftlicher Beziehung leben.



Der Dianabrunnen.

Wo, außer in Deutschland, gibt es Städte von knapp sechstausend Einwohnern, die in der Musikgeschichte eine beachtliche Rolle spielen, die ein Theater, eine Oper besaßen, denen Uraufführungen nichts Unerreichbares waren? Aber auch für Deutschland ist Donaueschingen ein stolzes Beispiel, was ein kleiner Hof vermochte, wenn er nur lebendige Verbindung mit seinem Volke unterhielt, sich die natürlichen Kräfte seines Landes zuwachsen ließ, was ja leider nur selten der Fall war!

Musikalisch sind diese Alemannen am Bodensee und um den Donauquell. Aus ihrer Mitte kamen Konradin Kreuzer, Johann Nepomuk Schelle, der Frankfurt und Süddeutschland der Kunst Johann Sebastian Bachs gewann, der Liebertoner Robert von Hornstein, die unvergleichliche Regier-Pianistin Frieda Kwast-Hodapp u. a.

Zu der am fürstbergischen Hofe seit alters eifrig gepflegten Kammermusik, die selbst Leopold und Wolfgang Mozart zu Konzerten und Kompositionsaufträgen anzulocken vermochte, kam seit 1775 auch eine Opernbühne, der sich Prinzessinnen und Kammerherren, Kammerleute und Lehramtspraktikanten widmeten, doch nicht zu dilettantischem Zeitvertreib, sondern mit heiligem Ernst. Prinzessin Maria Antonia, seit Beginn der 1770er Jahre die Seele aller musikalischen Bestrebungen des Ländchens, fuhr sogar nach Mannheim, um am Nationaltheater bei Pfälz, in Mainz, und wo sie sich etwas lernen konnte, neue Werke, Regie und Künstler zu studieren. Auf ihre Einladung hin folgte auch Pfälz ihr zu einem längeren Besuch nach Donaueschingen, das ihm besonders durch seine musikalischen Kräfte überlachte. So manches seiner Werke landete er schon als Mannuskript nach Donaueschingen, wo es uraufgeführt wurde, bevor selbst Mannheim daran dachte.

Freilich mußte man sich zunächst mit Operntruppen begnügen, die zwischen Ulm, Freiburg, Konstanz, Baden, Straßburg und Frankfurt wanderten, einzelne gar bis Nürnberg und Passau. Neben den beliebtesten „Sprichwörteropern“, aus deren Fabeln die Besucher ein bekanntes Sprichwort erraten mußten, hörte man niedliche, anspruchslose Werken von Montsigny, Duni, Philidor, Grétry, von Pacifello besonders gern „La Frascatana“, Cimarosa, Dittersdorf („Der Schiffspatron“, „Das rote Käppchen“, „Doktor und Apotheker“) und recht früh auch schon Mozart, der ja bis an sein allzufrühes Ende in brieflicher Verbindung mit dem Hofe blieb. Seine „Entführung aus dem Serail“ landete schon auf, als noch große Bühnen kaum an sie dachten, die „Bauberühme“ 1795. Auch erwarb der Hof mehrere Instrumentalwerke Mozarts, deren Originalmanuskripte der Erfolg der alten Hofbibliothek neben den unerlässlichen Rabelungen- und Parzival-Handschriften sind.

Uebrigens besaß Donaueschingen selbst einen Miniatur-Mozart in seinem ausgezeichneten Kammermusikus Johannes Sirtz, dessen Vieder neuerdings wieder „entdeckt“ und mit aufsehenerregendem Erfolg gesungen wurden und werden. Einige von ihnen könnte man fast für Vieder Mozarts gelten lassen, wenn nicht Johann Sirtz als Komponist gelten müßte.

Als Cembalospieler hatte Johann Sirtz nicht nur die ausgiebig gepflegte Kammermusik zu begleiten und zu leiten, sowie durch eigene Kompositionen zu mehrern, sondern er mußte auch alle Opernproben als Korrektor wahrnehmen. Dennoch scheint ihm das Leben in Donaueschingen behagt zu haben, trotz der geringen Wohlthäten, von hier aus seinem Schaffen Verbreitung zu sichern, denn er blieb hier bis zu seiner Übersiedlung nach Straßburg bald vor seinem Tode (1797).

Neben ihm wirkte seit 1789 Konzertmeister von Hampeln, der aus München, wo er an der Hofkapelle gewirkt hatte, einen vorzüglichen Ruf als Geiger mitbrachte. Da auch er sich begeistert der Muse Mozarts zuwandte, kam in Donaueschingen eine vorbildlich stetige Kammermusikpflege zustande, die dieses recht bald nach dem Erscheinen brachte. Aber auch die Bühnenmusik nahm Konzertmeister von Hampeln sehr in Anspruch, zumal er auch



Ehemaliges Gymnasium und Stadtkirche.
Aufn.: Städtisches Verkehrsamt, Donaueschingen (2).
E. Höll, Donaueschingen (3).

selbst komponierte, was sein Freund Freiherr von Tuffenberg gedichtet hatte, z. B. die anmutige Idylle „Das Glück ländlicher Liebe“, deren Ehre viel Beifall fanden, oder der vaterländische Hymnus auf den Vetter des Reiches, das von dem verwegenen Bonaparte bedroht war, auf Erzherzog Karl. Im gleichen Jahre 1797 hatte derselbe Anlaß Josef Haydn's Kaiserhymne gezeitigt.

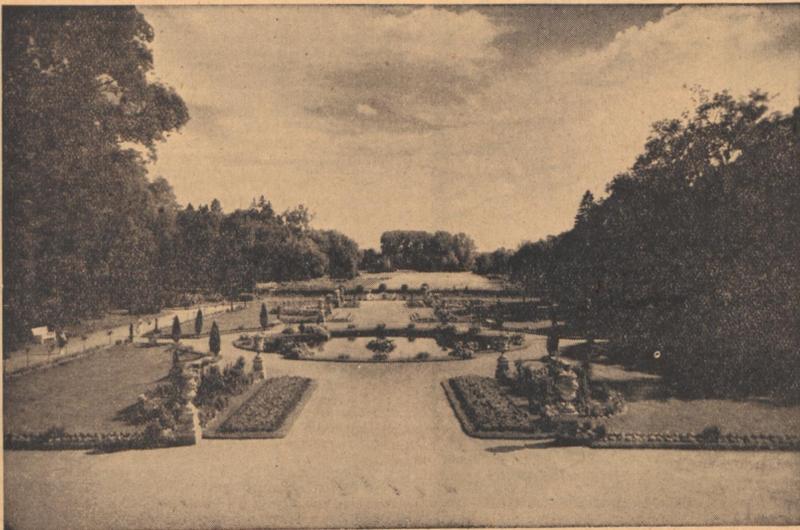
Karl Josef von Hampeln, der es zum Musikintendanten brachte, wuchs in seiner Vaterstadt Mannheim im Glanze der Stammler-Tradition des Nationaltheaterorchesters auf. Hier hörte auch der Mozart-Besuch 1777/78 nicht ohne Einfluß auf den 13jährigen gewesen sein. Er folgte dann dem Orchester, das Kurfürst Karl Theodor nach München mitgenommen hatte, und wuchs an diesem idealen Klangkörper empor. In Stuttgart farb Hampeln als 69jähriger 1834.

Bald konnte ihn ein Kind des Landes erleben: der 1780 im nahen Weiskirch geborene Konradin Kreuzer. Schon in Freiburg i. Br. hatte der 20jährige Rechtsstudent ein Singpiel zur Aufführung gebracht. Nach seinen Musikstudien in Wien bei Albrechtsberger wurde in Donaueschingen 1808 sein „Allop in Indien“, 1813 „Zwei Worte oder die Nacht im Walde“, 1816 „Die Alpenhütte“ aufgeführt. Dann wirkte er selber hier als Hofkapellmeister von 1817 bis 1822 und führte seine neukomponierte „Alpenhütte“ u. a. auf. Nach fünf Jahren ruhigen Wirkens veranlaßte er, was er zeit seines Lebens hatte, die Heimat gegen ruheloses Wandern. Seine Wiener Jahre (1822 bis 1840) waren zwar Kampf, brachten aber auch 1834 seinen Lebenserfolg: „Das Nachtlager von Granada“, das als Schauspiel von Friedrich Kind (dem Textdichter des „Freischütz“) in Donaueschingen mit der Musik von Michael Umlauf gegeben worden war. Nach sechs Jahren in Köln kehrte Kreuzer nach Wien zurück, folgte aber dann seiner Tochter Cäcilia nach Rega, wo sie eine Stellung gefunden hatte, und starb hier 1839 fern der geliebten Heimat, der seine schönsten Ehre gewidmet sind.

Sein Nachfolger wurde in Donaueschingen der junge Kallimoda, der Vater des Karlsruher Dirigenten. Johann Benzel Kallimoda war in seiner Heimat Prag zum ausgezeichneten Geiger ausgebildet worden, der aber nicht der virtuellen Richtung verfiel, sondern verinnerlichter Ausdruck pflegte. 31 Jahre lang (1822 bis 1853) wirkte er in seinem engen, aber dankbaren Kreise am Donauquell, bis die Folgen der 1848er Aufstände zur Auflösung des Theaters und der Kapelle führten. Von seinen Sinfonien wurde besonders die in f-moll geschätzt, auch manche seiner Duettarien und Kammermusikwerke. Hier gab er sein Bestes, wie Konradin Kreuzer, in der Vokalmusik, besonders Opern- und Männerchören.

Kallimoda hielt das Donaueschinger Orchester auf beachtlicher Höhe und pflegte auch die Oper mit ganzer Hingabe, ohne freilich neue Wege mitzuschreiten. 1827 brachte er sein lebenswürdiges Werkchen „Die Audienz“ zur Aufführung, im folgenden Jahre seine Oper „Prinzessin Christine von Wolfenbürgel“. Mit besonderer Liebe pflegte er die Mozartopern, auch den anspruchsvollen „Don Juan“ und den seltener gehörten „Titus“.

Auch das deutsche, schlicht-innige Lied wurde hier seit je gepflegt, woran die hier beheimateten Josef von Labberg und Robert von Hornstein teilhatten. Josef von Labberg sammelte alte und neue Volkslieder, die er zum großen Teil seiner Freundin, der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, Ludwig Uhland und seinem früheren Schüler und Mitarbeiter Professor Pfeiffer überließ. So gingen sie in die meisten unserer Volksliedsammlungen ein. Einer seiner lohnbarsten Schätze war die sogenannte Hohenemmer Rabelungen-Handschrift, die er erstmals in seinem „Hohenemmer“ veröffentlichte. Sie gelangte mit der kostbaren Parzival-Handschrift in die Hofbibliothek nach Donaueschingen, wo sie neben den Mozart-Handschriften aufbewahrt wird. Friedr. Bajer.



Der Schloßpark.



Seitenansicht des Schlosses.

Sieben für einen

Eine wahre Geschichte aus dem sudetenschlesischen Riesengebirge — Von Hans Christoph Kaerger

„Es kommt jemand!“
 „Mensch — raff dich zusammen — Maul halten!“
 „Aber ich hör' doch Schritte!“
 Weiter kommt er nicht, einer hält ihm den Mund zu. Sie sind schon alle närrisch geworden. Es ist natürlich nur dieses unruhige, dumpfe Gluckern der Wasser in dem braufenden Aupabach, aber kein Menschensschritt. Und dennoch — es harzt sie alle. Das Warten Stunde um Stunde und das Hinabsinken auf das eine Ziel: Wann kommt der Winzeng? Wann geht es weiter — macht sie alle acht schon und unsicher. Sie wissen es gar nicht, daß sie alle immer enger zueinander getroffen sind, so daß sie die Hände des Winzeng verschleudert haben. Er wird drum heut Abend kommen. Das ist gewiß, denn Befehl ist Befehl! Und der soll noch geboren werden, der sich dem widersprechen wollte. Sie sind flüchtlinge aus Arnau und Trautenau, Sie haben das gleiche Ziel. Sie sind alle Soldaten in der tschechischen Armee gewesen und dürfen jetzt nicht mehr in die Hände der fremden Soldaten fallen. Sie müssen noch in dieser Nacht über die Grenze zum Freikorps stoßen. Der Winzeng aus Aupa weiß allein den möglichen Weg. Er hat sie bis hierher in den Riesengrund gebracht. Die Leute, denen die Hüfte gehörte, sind auch über die Grenze gekommen. Es wird auszuhalten sein. Die Tschechen wissen, daß das Haus leer ist.

Fensterläden sind zugemauert und, wie es scheint, auch die Tür. Zudem steigt das Haus zu ungenützig. Man kann es von allen Dingen — vom Brunnenberg, von der Riesengrube und der Schneekoppe aus sehen. — So soll es liegen bleiben. Dreimal sind schon feindliche Streifen vorbeigekommen. Aber niemand hat den Versuch gemacht, das Haus als Quartier zu nehmen. Der Winzeng aus Aupa weiß gut Bescheid. Wenn er nur käme! Sie hocken alle im Heuboden und frieren doch noch. Durch die offene Bodentüre streicht der Westwind kalt und regenfeucht. Der Heuboden wird schwerer und schlüchziger. Vielleicht kommt der Schlaf — so denkt der Erlebach — damit die anderen nicht sprechen. Aber dieses stumme Zusammenhocken, ohne ein Wort, es sei denn, es wurde nur im leisen Flüsternden dem andern ins Ohr gesagt, ist unerträglich. Wie lange währt dann eine Sekunde! Wie lange die Zeit von einem Sturmstoß zum andern! Dabei sehen sie alle die Dächer der Riesengrube und des Schleierhaukes. Sie leben die Grenze — die Freiheit und können nicht hinüber. Sie sind nächstmal von einem Baum zum andern gesprungen, tausend Gefahren begegnet. Und nun, da sie die Freiheit greifbar vor sich sehen, geht es nicht mehr weiter.

Um's Himmelstwillen — der Gustav hat doch recht gehabt. Das ist nicht das Wasser — es sind Menschenschritte. Wieder eine Grenzreife? Ruhig bleiben! Sie werden wieder vorbeigehen. Die Nacht wird kommen und auch der Winzeng. Der Winzeng hat schon 88 Kameraden über den Koppentegel gebracht. Auf den ist schon Verlaß. Er ist zwar auch schon einer, der Anfang der Sechziger ist, aber er steigt wie ein Junge wogelos über die Steinbröckel zum Koppentegel hinauf, wirft sich wie ein Stein nieder, rührt sich nicht in der Gefahr und steigt wieder weiter.

Da wird auf einmal ans Tor geklopft. Fremde Stimmen sind's, Schade — sie sprechen zu leise, man versteht sie nicht. Sie werden wohl weitergehen. Da fahren die acht Mann hoch. Sie greifen nach den Karabinern. Der Erlebach hat es schwer. Einen um den andern reißt er ins Feuer zurück. Er übernehme das Kommando — preßt er zischend hervor. „Ein Hundstott verflucht, wer durch einen Pant oder eine Ungechlichkeit die andern verrät. Ich erschlage ihn auf der Stelle. Sie sind drunten in der Nacht. Wir sind noch in der Montur, sie stellen uns alle an den Baum, wenn sie uns jetzt fassen. Wenn's schon auf euer Leben nicht darauf ankommt — aber drüben zählt jeder von uns!“ Er hat in seinem ganzen Leben keine so zusammenschlingende Rede gehalten wie hier. Der eine nickt ihm zu und sinkt wieder ins Heu. Der andere ärgert, knickt aber auch wieder in die Knie und hockt sich wieder daneben. Jetzt ist es etwas anderes — jetzt hat das Denken der acht jungen Sudetendeutschen ein anderes Ziel: werden sie drunten ins Haus kommen, werden sie entdeckt werden? Jeder gibt sich selbst die gleiche Antwort: ehe sie am Baum stehen, nehmen sie zuvor die drunten mit. — Die Knie älteln. Sie spüren die unglaubliche Spannung. Beim ersten Kolbenstoß gegen die Tür gibt Erlebach das Kommando, sich unter einen Heubalken unter der offenen Dachlücke zu heben. Vor der Falltür nach den unteren Stufen wird behutsam Heu aufgestärmt, und die übrigen Heubündel in einem Kreis darum verteilt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ist alles getan. Sie können nichts gehört haben, denn sie brechen die Fensterläden auf und zerplündern die Tür. Die Acht lauern unter dem Heu. Jeder hat sich etwas Luft zum Atmen geschaffen. Aber auch der Atem muß angehalten werden. Man versteht jetzt jedes Wort. Sie streifen sich, ob es notwendig sei, das Haus durchzuwachen oder ob man es getrost als Wachtlokal benutzen könne. Schließlich wird doch die Leiter angelegt. Erlebach klopft unter den Heubalken von einer Hand zur andern. Er gibt mit diesem letzten stummen Händedruck den Befehl zur äußersten Sammlung. Sie hören, wie einer vorankommt. Sprosse um Sprosse. Jetzt fällt die Falltür auf. Die aufgeregten Stimmen sind mit einemmal ganz laut.

„Stich nur zu, dann weißt du gleich Bescheid!“
 „Na, wie schmeckt euch das?“
 Die Acht rühren sich nicht. Das Bajonett sitzt in das Heu, es wirbelt ganze Bündel herum.
 „Hier ist keiner!“
 Das Gewehr poltert nach unten. Die Falltür schlägt zu. Die Leiter wird fortgenommen. — „Gerettet!“ Vorsichtig hebt sich Kopf um Kopf aus dem Heubündel. Zuletzt steht einer. „Der Hannes ist's!“ Das Heu wird ihm weggezogen. Er hält die Hände vor den Mund und wird von einem leichten, aber dauernden Husten geschüttelt. Erlebach legt ihm seine Hand auf den Kopf. Die Stirn ist heiß. Er greift nach seinem Puls. „Fieber!“ zischt er leise. Auch das noch! Aber das wird im Heu vergehen. Wenn nur der Husten nicht schlimmer würde. Plötzlich stockt ihnen der Atem. Sie sprechen vom Winzeng drunten. Sie verstehen alle das Nächtliche. Es entgeht ihnen jetzt kein Wort. Sie haben den Winzeng geschonappelt. Er ist verraten worden. Sie haben ihn heut nach Trautenau gebracht. Aber er hat trotz der Prügel nichts preisgegeben. — Nur soviel erfahren sie, daß der Winzeng die Jungen Burtschen über den Koppentegel zum Freikorps brachte. Das würden sie aber jetzt schon zu verhindern wissen. Lebend liegen sie keinen mehr hinüber.

Den Hannes schüttelt wieder der Husten. Er hält zwar die Hände vor den Mund gepreßt, aber die Brust rasselte dabei. Das wird lauter und lauter. Plötzlich sagt der Hannes laut: „Ach halt's nimmer!“ Er hält die Notdurft nicht mehr, er hält den Husten nicht mehr. Er beginnt festsam mirres Zeug zu reden. Sie haben ihm wieder den Kopf unter's Heu gesteckt, aber es hilft nicht viel. Sie fühlen es alle, er wird sie jetzt verraten. Immer dichter hocken die Männer zusammen. Es ist halt nicht anders — beginnt der eine — es ist halt eine harte Zeit! Sollen um eines armen Schluders willen alle zum Teufel gehen? — Der andere meint, die Pflicht, gesund über die Grenze zu kommen, geht halt vor. Es müßte zur Not auch einer zurückgelassen werden. Es bliebe ja so mancher. Das Ganze aber sei zu halten. Nur Erlebach schweigt. Er muß es ja am besten wissen. Er gibt die Befehle. Was er angibt wird getan. Es ist gut, daß die Dachlücke offen ist. Sie liegen zwar im eigenen Urnat, aber die Dämmerluft strömt klar und rein von den Bergen. Sie werden bis Mitternacht noch ohne Brot aushalten, ohne Wasser — und dann an den Schlafenden vorüber ins Freie kommen. Der Hannes muß dann hier bleiben.

Aber Erlebach rückt jetzt schnell an die andern heran. Er steht vor einem zum andern. In der Dämmerung sieht man nur das Weiße seiner Augen aufschlagen. Er stößt die Worte nur hervor, aber jedes Wort schlägt ein.

„Befehl: der Hannes wird mitgenommen!“
 „Und wenn er uns verrät?“
 „Dann trifft's uns alle!“
 „Wir sind sieben! Sieben für einen, Erlebach!“
 „Merke dir das, die brauchen drüben nur Kerle! Aber einer, der's fertig bringt, einen Kameraden in der

Not allein zu lassen — der ist keinen Schuß Pulver wert!“

„Der wird nicht zu retten sein.“
 „Weißt du das so bestimmt?“
 „Aber durch ihn sind wir alle verloren.“
 „Abzählen! Wer abhauen will — gehe — — ich bleibe!“
 Es zählt keiner ab. Es spricht auch keiner mehr. Sie starren alle nur auf den kranken Hannes. Der schlägt zu- weilen mit den Armen um sich. Man sieht auch nichts mehr. Nur der Ostwind harzt durch den Wald. Sie hören den Atem der Berge und Wälder. Die Kloppe steigt riesengroß vor jedem wie im Traume auf. Sie blicken hinaus, sie zählen die Sekunden und warten.

Drunten wird es stiller und stiller.
 „Jetzt!“ Erlebach flüstert es! Er richtet sich behutsam auf. Er nimmt zwei Karabiner, vernotet einen Mantel dazwischen, um ein flüchtiges Traggestell zu bauen. Die andern hängen sich die Karabiner um. Einer hebt die Falltür. Stille. Es schnarrt einer. Es ist also alles gut. Da, Erlebach hebt den Hannes auf. Da geht ein Schrei durch die Nacht. Im nächsten Augenblick wird es auch drunten schon lebendig. Ein Schuß! Man hört die Kugel in die Falkenbeine schlagen. Im nächsten Augenblick drällt Erlebach hinunter: „Hände hoch — oder ihr seid alle verloren!“

Schreie — Voltren und flüchtende Schritte sind vernnehmbar.
 „Nach!“
 Mit einem Sprung sind die ersten fünf in die Diele acsprungen. Die Leiter wird angelegt. Der schaukelnde Mantel mit dem bemutlofen Hannes wird nach unten gehoben. Wie sie aus dem Hause treten, bellen von der Brunnenbergseite her einzelne Schäfte.

IN DER FREMDE

Von Adolf Knoop

O Heimat, immerfort nach dir
 muß ich voll Sehnsucht schaun!
 Du bist wie eine Mutter mir
 inmitten fremder Frau'n!

Und ob sie noch so pruntpoll sind,
 selbst Königinnen gleich:
 O Mutter, für dein Kind
 bist du doch einzig reich!

Also — zum Koppentegel halten!
 Von der Riesengrube her knallt ein Maschinengewehr durch die Nacht. Und jenseits des aufgeregten Karnes taufen sich sieben junge Leute von Stein zu Stein kriechend durch den Wald und sieben den bemutlofen Hannes langsam so mit höher. Wenn eine Vichtugel die Nacht erleuchtet, liegen sie alle wie dunkle Steine unter den Fellen und Knieholzbüscheln. Es will fast über die Kräfte geben und wird dennoch geschafft. Im Morgen- dämmern zerstreut der riesige Wolfenvorhang und der jähe Abstieg des Riesengrundes liegt vor ihnen. Da fallen sie alle in den ersten besten Knieholzbüscheln gerettet in tiefen Schlaf. —

Der Hannes ist gefund geworden. Er möchte gern jedem einzelnen danken, aber der Erlebach, hat die Namen vergessen. Es sind nur junge Leute gewesen. Was ist schon dabei? Sie waren aus dem Sudetenland, da ist kein Geschrei darüber nötig. Es ist ja gut abgelaufen und im Grunde hätten sie nur dem Hannes zu danken. Wenn er nicht geschrien hätte, dann wären sie nicht hinausgekommen.

Das Glück des kleinen Mannes

Von Bruno Brehm

Bruno Brehm erhielt in diesem Jahr den am 1. Mai durch Dr. Goebbels vergebenen Nationalen Buchpreis. Der vor allem durch seine große Romantriologie über den Weltkrieg „Apis und Este“, „Das was das Ende“ und „Weder Kaiser noch König“ bekannt geworden ist. Nachstehend veröffentlichten wir eine Erzählung aus der Feder dieses Autors.

Als der Gärtner die Obstbäume und Sträucher gekostet hatte, fragte er uns, ob wir keine Alpine anlegen wollten, es koste nicht viel und mache große Freude. Ich erschrak, daß mich dieser einfache Mann zum Wärsenspiel verleiten und mir Indurireaktionen anhängen wollte und lebte kalt lächelnd ab. Aber der Gärtner gab nicht nach, er meinte, man brauche dazu nur ein paar Steine, wir hätten in den Fenstern genug Katten stehen, die wir herausgeben könnten, er selbst würde uns ein paar Kellen liefern — und da verstand ich, daß der gute Mann einen Alpengarten meinte.

Ich war dabei, ich stellte meine Arbeitskraft, der Gärtner seine Steine (die wohl zum größten Teil nur Betonklumpen waren) und meine Frau ihre Katten zur Verfügung. Die Erde wurde aufgeworfen, die Steine eingesetzt, aber auf einmal zögerte meine Frau, ihre Katten herzugeben: einmal, weil die Gismänner noch kommen mußten, dann aber — „du weißt schon“.

Ja, ich weiß, es war eine recht traurige Geschichte. Sie liegt schon einige Jahre zurück, seitdem halte ich von den feinfühlernden, staatlischen Reaktionen noch weniger als Conan Doyle, der doch von Scotland Yard sicherlich keine hohe Meinung hat. Damals hatten wir noch keinen Alpengarten, damals stellten wir die treu gegebenen Pflanzensamen im Frühling ganz einfach so im Garten auf, alle rundherum um den feinsten feinsten, lieben Peruvianus. Als ich eines Morgens beim Fenster hinaussah, sah meine Frau vor der Fensterschwelle und schluckte; Diebe waren über Nacht eingekrochen und hatten mit sachkundiger Hand die schönsten und die teuersten Pflanzen gestohlen.

Fammi, das Dienstmädchen, wußte Trost und Hilfe, ihr Onkel seit Geheimpolitik, sie wollte ihm sofort telephonieren.

„Achtung!“ rief ich, „nicht die Spuren verwischen, sonst läßt sich nichts mehr feststellen!“

Gegen Abend erschien dann ein sehr dicker und geruh- samer Mann, der sich über die drückende Hitze beklagte (denn er hatte durchaus nicht das trockene Gesicht eines Sherlock Holmes) und keine Anstalten machte, den Schauplatz des Diebstahls zu besichtigen. „Das brauchen wir nicht, wir werden den Dieben auch schon erwischen.“ Ich aber gab nicht nach, ich bestand auf einem Kost- angschein und Farnis Dintel sollte uns nur wider- willig in den Garten. Aber hier begie er sich nicht nieder er rief sich auch die Erde nicht prüfend zwischen den Fin- gern, er prüfte weder die Höhe des Hannes noch die Farbe der Fruchtpur, er zog kein Vergrößerungsglas und fand keine Wollhafer an der Spitze des Stachelröhres, er starrte nur eine Weile vor sich hin und sagte dann, er werde Erkundigungen einziehen.

„Was für Erkundigungen denn?“ fragte ich flüsternd.
 „Ich habe da schon meine Leute“, sagte der Detektiv mit so lauter Stimme, daß ihn alle Diebe im weiten Um- kreis hören mußten, „ich werde einfach meinen hiesigen Konfidenten fragen.“

Ich wollte etwas erwidern, aber meine Frau machte mit eisigem Blick das Kreuzzeichen über die verlorenen Katten. Der Detektiv ging, wir haben nie wieder etwas von Farnis Dintel oder von den Katten gehört. Dies war der Grund, weshalb meine Frau diesmal zögerte, ihre Schätze dem Garten ganz zu vertrauen. „Ja damals“, sagte sie leise vor sich hin, „damals hätte ich Gelegen- heit gehabt, mir zu imponieren, wenn du die Diebe aus- findig gemacht oder wenigstens den Peruvianus zurück- gebracht hättest.“

„Du sagst mir das etwas spät“, gestand ich, „wie hätte ich das übrigens machen sollen?“
 „Das wäre deine Sache gewesen“, antwortete meine Frau, „deshalb bist du doch ein Mann, damit du was weißt!“
 Ich war zerkümmert, ich verlor mich meiner Frau, dies- mal sofort durch das Fenster zu fliehen.

„Wegiß aber vorher nicht das Fenster zu öffnen“, rief sie mir und holte ihre Katten, die ich sofort zwischen den Steinen einsehen wollte.

„Mörder!“ rief mich meine Frau zurück, „wirst du sie alle töten! Jetzt nach einem Winter, so gleich in die pralle Sonne! Sie müssen erst einige Tage im Garten- haus akklimatisieren.“ Sie kletterte sie alle Reih um Reih nebeneinander auf, ließ ihren Blick wogelos darüber schweifen und deckte sie dann mit einem Vinnen zu. Die Gismänner liefen sie nie verpassen. Auch die Kinder han- den vor dem Thermometer und starrten nach der Cued- silberfäule, Pantrius, Bonifatus und Servatius waren heuer gnädig, nichts geschah, die Katten wurden ent- setzt, sie trieben Knollen, wir freuten uns ihrer hüllen Tätigkeit. Bis dahin hatte ich mich nur neugierig mit Katzen beschäftigt, ich hatte unter anderen einen ganz kleinen Meim geübt:

„Weißt du, wann der Kaffus blüht?“
 „Sicherlich, wenn's niemand sieht.“
 Aber heuer werden wir erst auf das Land gehen, wenn sie alle geblüht haben, heute wollen wir die Fremde nicht nur im Verdict der Pflegenestern anerkennen.

Denn seit wir diesen Alpen haben, haben wir abends verklärt vor der kleinen Wälsüna, in der Hand die Gies- kante, in der anderen das nachdenklich angelegte Kinn — und beraten: was wir noch pflanzen wollen, ob die Erde gut ist, welche Blüten wohl die Phyllofaktoren haben werden. Diese Andacht ergreift auch die Kinder, die bei ihren Nachahrerinnen bisher schon liberal umgemorfen haben, aber in die feinege Wälsüna des Alpenen ist bis- her noch keines gefallen. Wenn wir dann ladegemäß alles bebrochen haben, fragt mich meine Frau: „Welche Pflanze natürlich hat du am liebsten?“ Denn ich habe meine Vieblings, und meine Frau hat die ihren. Meine Frau liebt vor allem die selbstbesagene Aversalären, Föhren, Wacholder und prophezeit, daß die Zukunft der Gärtner- rei in der Hand solcher Aversalären liege, die Katten fähig seien, sie liebt sie diese auch beide, die Katten fähig- fähigen aber wären von übermorgen. Ja, wenn sie eine Gärtnerin wäre, sie möchte ein schönes Stück Geld verdienen. Ich schweige achtnachvoll, ich lieb ja auch Walter, den Wacholder und Pätitia, die Värge, die Kinder des Nobel- bereiches, aber im Kneuel- und Stachelbereich unter den Schinoceren gibt es manche, die mir nobelstehen. Des Alpengartens nicht für würdig befunden wurde Veria, die blaße Zimmerlinde, die hier wirt, wie Klavierpiel im Freien; wir sind zwar weit entfernt, sie zu verachten, wir bemühen uns, es ihr nicht merken zu lassen, daß sie unter Stoffkind ist, aber wenn mein Blick den meiner Frau trifft, können wir uns doch ein wenig vor der armen Veria mit ihrer Stubenofenfarbe.

„Dies ist doch die schönste Alpine, die ich kenne“, muß ich gestehen, „obwohl es sehr viele Alpenarten gibt.“
 „Aber was für welche?“ fragte meine Frau, „antwortete ich, „aber ich bin wie wir, ich bin einen herrlichen hat doch niemand.“

Ja, wirklich, erst seitdem ich selbst solche einen Alpen- garten habe, weiß ich, wieviel es deren gibt. Früher hatte ich nämlich diese Steinbänke in den Raubengärten immer nur für beiseitegeworfene Schotter gehalten, auf dem süppigen Unkraut wuchert, aber nun verleihe ich mich besser auf solche Freizeiten. Es verhält sich damit genau wie mit den Kinderwagen. Solange man keine Kinder hat, kennt man diese Fahrzeuge nur vom Hörensagen. Da man aber einmal ein Kind und den dazugehörigen Wagen, dann sieht man diese überall, ja, die verschiedenen Wagen- rassen — und Typen verfolgen einen bis in den Traum, man wird selbst in ein solches Gefährt gekehrt, muß mit den Händen in die Speichen greifen und sich mit zählender Geschwindigkeit in die tiefsten Schächte des Schlafens rollen lassen. Also allemal haben Alpenarten und nicht, wie man früher gemeint, Steinbänke! Jetzt wird Hauswurz gefest, dochhin kommt ein Aversalärer, da fehlen noch einige Moos- — und meine Frau sieht vor diesem Modell- haus, vor dieser Auslage Florens, zählt die kommenden Blüten, läßt nach zögernden Wölfen, stellt die Wetterber- reichte in den Zeitungen und wird selbst zu einer ländli- chen Gotttheit. Der Christusdorn dankt ihr durch seine weiß- leuchtenden Blüten, die Epiphellen, auf ihrem eigenen Hügelchen, haben Wälsünen so prall wie kleine Gurken.
 „Aber das ist noch nicht alles“, sagt meine Frau, „das ist ein kleiner Anfang. Aber paß auf, wenn jetzt bald meine Kellen blühen werden.“ (Sie freudelt den schönen Dänge- nellentod aus Ärmern) wenn dann die Kuffeln aufgehen werden, wenn der Hauswurz größer sein wird und alle Phyllofaktoren Blüten tragen . . .

„Dann, meine Liebe“, fahre ich fort, „dann müssen wir uns die Gartenbank vor den Alpenen leisten, denn dann werden uns vor so viel Herrlichkeit die Knie wanken und es ist dann besser, sich auf eine Bank als in den Stachel- bereich zu setzen.“



Die sieben Schwaben

Originalholzschnitt von K. Freitag

Was soll unsere Tochter werden?

Zwischen Handwerk und Kunstgewerbe

Gespräch über Möglichkeiten und Voraussetzungen für Frauenberufe

Mit frischgeputzten Nädern und blanken Augen ha-

Handwerkerin: Werkstätte für Handweberei

Wir Handwebereinen arbeiten nämlich ganz nach den

Das ist A. B. mein Ziel, denn ich möchte später ein-

Aber weißt du was; wenn du dich so dafür inter-

Ich habe ja selbst auch erst das erste Lehrjahr hinter

Und die Werkstätte für Stoffdruck

Wenn dir aber das zeichnerische Entwerfen mehr

Kunstgewerberin: Werkstätte für Nadelarbeit

Die Werkstätte für Nadelarbeit steht ein besonders

hält von hier aus Anregung und soll im Geschmack be-

Das Berufsziel für diese Werkstatt ist: Entwurf

Und die Werkstätte für Stoffdruck

Die zeichnerische Begabung endlich kommt am meisten

Wenn sie auch schon viel Gedüßes und Kluges

oder neue Pflicht, wie man will, daß man sich unver-

Wenn sie auch schon viel Gedüßes und Kluges über

Sie gehen rund ums Haus herum, haben lange, spitze

Daneben gibt es noch Parks hinter teuren Gittern,

Aber weder anderer Leute tätige Gärten, noch das

Aus deiner Adressen listest du ein merkwürdiges

dann erst kann man den „Rapport suchen“, aus dem Ent-

Das diese ganzen Arbeiten nicht ohne umfassende

Deshalb sehen sich auch die meisten Studierenden

Auch in diesen beiden letzten Werkstätten rechnet man

Eva Meyer.

Frühlingsanfang

Von Will Vesper

Ueber die heiteren Hügel weht ein sonniger Wind.

D Ihr leuchtenden Stunden, dauert und dauert mir lang.

Selbe Blumen am Gang hab ich schon wandernd gefunden

LIEBER, KLEINER GARTEN!

Seine Entstehungsgeschichte — Was man mit ihm anfangen kann



Zeichnung Renate Bies

Wenn sie auch schon viel Gedüßes und Kluges über

Dann darf man nicht vergessen, daß Nebenbei gefüt-

Alles, was in einer Kindheit einmal geschieht und ge-

Und dann werden sie gepflanzt. Zunächst sehen sie

etnem dünnen Wanderstock verweist ähnlich. Aber dann

Und darunter kommt es in langem Zuge: heute

Und nicht verrät, aber heute wird es offenbar. Da

Erneite Fuhrmann-Stone.

Auch unsere Kleinen wollen leichter angezogen sein



K-M 5422, K-M 5444, K-K 1530

legt. Karierter Kattun in rot-weiß und blau-weiß steht



K-M 5453, K-M 5454, K-M 5448

Auch die heutige Kindermode ist ein Beweis dafür,

Schnittmuster sind zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer“

Das Schulkind und sein Arbeitsplatz

Eine oft auftauchende Frage und ihre Beantwortung

Dem Schulkind einen Arbeitsplatz zu beschaffen, an

ihm seine Schulaufgaben machen kann, ohne künstliches



Beim Bäcker Scherenschnitt von O. Hårdle

Einen guten Ausweg bietet ein Klapptisch, der

werden.

Sudetendeutsche Kunst am Oberrhein

Von Anna Maria Renner

Die Geschichte der Herzoge von Sachsen-Lauenburg



Rastatt: Gartenplastik auf der Terrasse des ehemaligen Schloßgartens. Aufn.: W. Schmidt-Karlsruhe

Sie waren ein altes, mächtiges Geschlecht, das seine Abkunft von Widukind, dem Sachsen-Herzog, ableitete und unter seine Vorfahren auch Albrecht den Bären zählte. Seit dem 13. Jahrhundert hatten sie das ursprünglich von Elmen bewohnte, von den Welfen eroberte Land an der unteren Elbe inne. Mit Julius Heinrich (1586-1665), dem Großvater der Markgräfin Sibylla Augusta, tritt eine der ausgeprägtesten und interessantesten Gestalten des Dreißigjährigen Krieges in unser Blickfeld. Julius Heinrich, in Wolfenbüttel geboren, studierte an der Universität Tübingen und trat zum erstenmal bei Gustav Adolf in Kriegsdienste. Dann verließ er sein Glück beim Hauje

Sabßburg; 1617 zog er als Oberst mit einem Regiment zu Fuß gegen die Venezianer, kämpfte im böhmischen Aufstand mit und 1620 in der Schlacht am Weißen Berg. Sein bewegliches Temperament und seine große Anpassungsfähigkeit führten ihn auf Reisen durch viele Länder; im Jahre 1622 hat er in Straßburg im Rabenhof gewohnt. Julius Heinrich muß dem Kaiser nicht nur als Offizier, sondern auch als Diplomat Dienste geleistet haben. Für die Jahre 1618 bis 1622 hatte er dem Reich ein Regiment gestellt und dafür eine Forderung von 600 000 Gulden an den Kaiser. Dieser Betrag wurde 1623 durch die Pfändschaft von Schlackenwerth abgepfändet, und zwei Jahre später kaufte der Herzog um ein Williges Stadt und Schloß mit samt den dazugehörigen Städten, Dörfern, Kirchen, Meierhöfen, Schäfereien, Wirtschaften, Fleischbänken, Mahl- und Sägemühlen und ihren Renten und Gefällen als erbliches Eigentum.

Außer Schlackenwerth erwarb er im gleichen Jahr Rheuing und die dazugehörigen Güter. Die Kriege und Wirren dieser unruhigen Jahre brachten veränderte Besitzverhältnisse mit sich; es galt nur den Augenblick zu nützen, hier durch Kauf und Vertrag ein erledigtes Erbe an sich zu ziehen, dort der Gefahr durch die immer drohenden Kriegsunruhen zu begegnen. Wirklich blieb das Gebiet des Herzogs von Sachsen-Lauenburg von Ueberfällen und Plünderungen durch die feindlichen Heere verschont; Julius Heinrich hatte es verstanden, von beiden Lagern Schutzbriefe zu erhalten. Niemand vermochte mit Gewalt zu sagen, wessen Partei er nahm; wahrscheinlich verachtete er die Händel zwischen Union und Liga, im Grunde nur bestürmt um seine Hausmacht und nur dem eigenen Dämon gehorham, der ihn mit seltsamem Gleichmut durch die Wechselfälle des Krieges gehen ließ. Von 1625-29 befand Julius Heinrich sich im Heer Wallensteins, der seiner als Parteigänger sicher zu sein glaubte. Sein Anteil und Wissen um Wallensteins Ziele ist nie ganz klargestellt worden; jedenfalls verließ Julius Heinrich Wallenstein in Eger kurz vor dessen Ermordung und reiste nach Wien. Dort wurde er verhaftet, vermochte aber den Verdacht, er sei mitverschoren, zu entkräften; er arbeitete auch in den nächsten Jahren in diplomatischen Aufträgen für den Kaiser, vergaß aber daneben niemals seine eigenen Interessen. Er hatte immer ein Duzend Eisen im Feuer; er verbesserte durch kluge Maßnahmen den wirtschaftlichen Ertrag seiner Güter; die Bergwerke und Gruben gaben ihre Schätze her, und die Elbe hinab wurden die Güter verfrachtet bis Hamburg. Der große Krieg, der andere Standesherrn verarmen ließ, machte den geschickten Wirtschaftspolitiker reich. Einen Teil seiner Einkünfte verwendete er für seine Kunstsammlungen. Auf seinen Reisezügen, die ihn von seinen böhmischen Gütern nach seinem Herzogtum, von den norddeutschen Fürstentümern nach Prag und Wien führten, kaufte er die kostbarsten Stücke; Silbergeschmeide in

Hamburg, Kleinmünzwerk in Nürnberg und in Prag kamen lassen; der schlichte, aber höchst eindrucksvolle Bau mit seinem achteckigen Grundriß ist am Hang einer Bodenwelle errichtet und gleichsam mit dem Erdreich verwurzelt. Nur die drei östlichen Seiten des schweren achteckigen Baukörpers sind von Fenstern aufgelichtet, das Mauerwerk ist glatt und ungebildet; das Dach trägt eine Laterne. Das Innere, einst ein harmonischer Raum mit eingezogenen Pfeilern und einer Balustrade, die unter dem Gedölbe um das Rund des Raumes führte, hat unter der Vernachlässigung der letzten Jahrzehnte schwer gelitten und seine Ausstattung eingebüßt und harret erst der Wiederherstellung, die dies für den bodenständigen Stil so charakteristische Bauwerk verdient.

Herzog Julius Franz (1641-1689), der 1665 die Herrschaft übernahm, war anderer Natur als sein Vater. Seine Zeit war friedlicher und ließ ihm mehr Muße für seine Neigungen, für Jagd und Feste, Prunk und Viehhäufkünste. Schon sein Einzug im April 1668 nach seiner Vermählung mit Frau Maria Hedwig Augusta aus dem Hauje Pfalz-Sulzbach, einer verwitweten Erbsprinzessin von Oesterreich, gleich dem Triumphzug eines Königs; die Hochzeit wurde mit Volksfesten und ritterlichen Preiswettspielen, mit Illumination und Feuerwerk begangen. Wie sein Vater strebte auch Julius Franz nach Vergrößerung seines Besitzes. Sein riesiger persönlicher Aufwand ward bestritten aus den Einkünften seiner Güter, aus den Abgaben der zinspflichtigen Dörfer, Städte und Meierhöfe, aus den Naturalabgaben und Zehnten der Gewerbe.

Auch Herzog Julius Franz trat in kaiserliche Dienste, erhielt 1676 das Patent als General der Kavallerie und 1682 als Oberst über ein Kürassierregiment. Er war es selbst in seinem Herzogtum Lauenburg an, nieder-sächsischen Bauern, die im Jahre 1683 vor Wien tapfer gegen die Türken kämpften. — Seine Garde zu Pferd be-

stand aus Offizieren von Adel; sie war „in Gold und Silber montiert“ — wie überhaupt der Aufwand in seiner Umgebung phantastisch auf die Zeitgenossen wirkte: die Uniformen der Garde in Samt, mit Gold ge- flicht, das silberbesetzte Pferdezeug, die samtenen, mit Gold und Silber durchwirkten Schabracken, die edelstein- besetzten Waffen, die kunstvoll eingeleagten Gewehre. Seine ständigen Begleiter waren ein Stallmeister, ein Hofrat, der Sekretär, der Rentmeister und die Musik- kapelle, die aus zehn Musikern bestand. Der herzogliche Hofstaat umfaßte 200 Personen: Hofjäger, Lakaien, Tafelbedier, Kellermeister, Viehhühnermacher, Feuerwerker, Sattler, Wagenmeister, Reitmeister, Hufschmiede, Sän- tenträger, eine bunte Schaar, die ein strenges und gereg- eltes Hofzeremoniell und eine genau geführte Verwaltung an ihren Aufgaben hielt.

Aber es gehörten auch Künstler zu diesem Hofstaat: Kunstschreiner und Schnitzer, Glas- und Steinmetz, Bildhauer, Gartenkünstler, Perlfestler und Seidensticker, Goldschmiede und Silberarbeiter. Herzog Julius Franz selbst pflegte allerlei Viehhäufkünste; er drechselte in Eisenblech Dosen, Schalen und phantastisches kleines Spielzeug. Er trieb mit Hilfe gelehrter Laboranten und Apotheker alchimistische Studien. Die Naturwissenschaften jener Zeit hatten einen starken Zug zur Alchimie; die Erforschung chemischer Elemente und der Versuch ihrer Zusammensetzung zu edlen Metallen oder Steinen ging Hand in Hand. Die Nachbarschaft der Joachimsthaler Erzgruben, die Tradition der böhmischen Glaskünstler nährte die alchimistischen Neigungen der Herzogs, der tatsächlich ein aus langen Versuchen gewonnenes, ge- heimgehaltenes Rezept für den Ausfluß besaß und daraus von seinen Hofkünstlern die schönen und wert- vollen Stücke seiner Ausbingsammlung herstellten ließ, um die ihn mancher fürstliche Sammler beneidete. Ein großer Teil dieser Sammlung ist noch erhalten und befindet sich im Nationalmuseum in Prag.

Die Kunstammer seines Vaters bereicherte Herzog Julius Franz um manches kostbare Geschmeide, manches seltene Trinkgefäß. Die Pracht seines Schlosses in Schlackenwerth gab den Hintergrund, der berühmte Park die Schaumbühne für den fürstlichen Empfang und die großartigen Feste, die der Herzog 1671 beim Besuch des



Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1586-1665) Gemälde im Neuen Schloß in Baden-Baden. (Aufn.: Staatliche Kunsthalle, Karlsruhe, 2)

Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg (1641-1689). Gemälde im Neuen Schloß in Baden-Baden.

Schlackenwerth. Teilansicht der Westfassade des Garten- hauses (1673). Aufn.: A. M. Renner (2)



Schlackenwerth. Teilansicht der Westfassade des Garten- hauses (1673). Aufn.: A. M. Renner (2)

Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen veranstaltete. 1679 aber beherbergte er den Kaiser selbst in seinem Stadtpalast in Prag. Er fand auch ohne solche hochoffi- zielle Gelegenheiten Anlässe genug, Feste zu feiern. — Die seltsame Mischung des Charakters, der Ueberchwang barocken Lebensgefühl ließ diesen lebensbelebenden, ge- nießerischen Liebhaber von Pracht und Fülle den gegen- sätzlichsten Ausdruck finden im Bild seines Sterbens. Aus nie erklärter Todesursache starb der Herzog, erst



Schlackenwerth. Mausoleum der Herzoge von Sachsen- Lauenburg (1663), mit dem Ausgang zur Einsiedlerkapelle.

achtundvierzigjährig, sah vom Tode überrascht, als er sich eben zu einer zweiten Brautwerbung anschickte, um aus einem neuen Eheband — seine Gemahlin war schon 1681 gestorben — einen männlichen Erben zu erhalten. Nach seinem letzten Willen wurde er in einem dunkeln Mänds- gewand beigelegt, ohne Schmuck und Prunk, an seiner Seite nur der Regen, und dies Bildnis des Herzogs auf seinem letzten Lager hing in der Gruffkapelle — Ab- bild eines Verzichts, der im Grunde nur eine schmerz- liche Aufschnung gegen Tod und Vergessen war.

Zwei Töchter hatte Herzog Julius Franz hinterlassen, Erbinnen seines großen Besitzes und Vermögens, Erbinnen der Sachsen-Lauenburger Weisheit, eines lebens- vollen, heißen Temperaments mit all seiner Schönheits- freude und seinem Herrsinn. Der Verzicht ihrer Kind- heit war der vielgerühmte Garten von Schlackenwerth. (Fortsetzung folgt)

Anmerkung: In dem Beitrag „Sudetendeutsche Kunst am Oberrhein“ in unserer letzten Sonntagsbeilage wurden versehenlich die Beschriftungen der Bilder 3 und 5 vertauscht. Wir möchten dieses Versehen hiermit richtigstellen.



Schlackenwerth. Gartenhaus im Park. Erbauer Abraham Leutner (1673). Großer Saal. (Aufn.: Archiv Schlackenwerth)



Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg (1641-1689). Gemälde im Neuen Schloß in Baden-Baden.

Robert Koch und die Schwindsucht

Ein Schicksalsabend im Berliner Physiologischen Institut — Romanszene wird Höhepunkt des neuen Jannings-Films

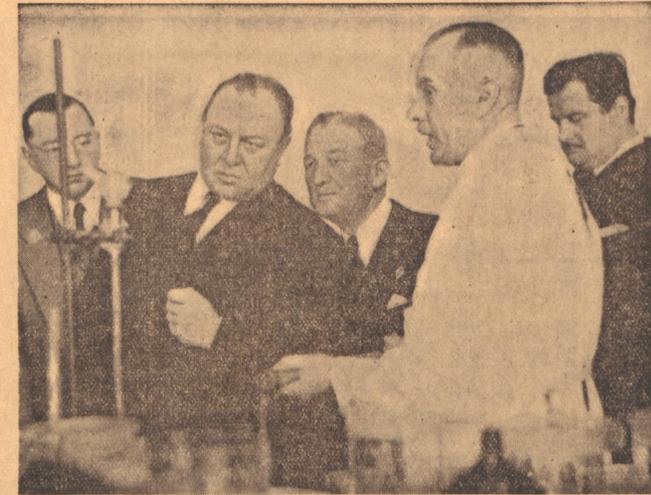
Als Vorschau auf den gegenwärtig in Arbeit befindlichen Großfilm der Tobis „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes“, in dem Emil Jannings die Titelrolle spielt, veröffentlicht wir hier mit frdl. Genehmigung des Verlages der Deutschen Aerzteschaft einen Auszug aus dem biographischen Roman „Robert Koch“ von Dr. Hellmuth Unger. Dieser Roman wurde bei der Gestaltung des Filmdrehbuches zugrunde gelegt.

Der alte, schlanke Diener im Berliner Physiologischen Institut, durch seinen schmerzhaften Mitternachtsdienst in den gewöhnlichen als Original bekannt, hat heute keinen schlechten Tag. Er ist grobgeant wie ein gereizter Kater. Die Assistenten jagen: der gute Köchin hat wieder seinen Quartalsanfall. Vast ist ihm ausstoben. Sie respektieren ihn geradezu.

fühl der Sicherheit, daß alles, was er heute zu sagen hat, unwiderlegbar und in seiner Weise wissenschaftlich zu betiteln ist. Als erster und einziger Redner nach der Eröffnung der Sitzung bezieht er das Podium. Der stattliche Mann mit kurzem Spitzbart und einer goldenen Brille vor den kurz-sichtigen Augen ist noch nicht vierzig. Ein wenig unbeholfen zieht er die Manuskriptblätter aus der Aktentasche hervor, entfaltet sie langsam und überblickt nochmals die Verfassung, ehe er mit unregelmäßiger Stimme redet. Als Thema ist ein Vortrag „Ueber die Tuberkulose“ angekündigt. Das kann sehr viel bedeuten oder nichts. Ueber die Tuberkulose haben schon anerkannte Gelehrte gesprochen und doch nur Gemeinplätze berührt. Ueber das Wesen dieser schrecklichen Krankheit weiß noch keiner Bescheid. Ganz große Geister der Wissenschaft verneinen die Ansteckungsfähigkeit dieser entsetzlichen Seuche und kein einziger von allen Ärzten der Welt weiß ein Heilmittel gegen sie.

Was ihn heute in Wut brachte, war die schände Verletzung seiner Berufsehre. Nein, er ließ sich nicht einfach übersehen, und noch dazu von einem einfachen Regierungsrat aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt. Dieser Herr, der früher irgendwo nicht mehr als ein einfacher Landarzt gewesen war in einer Gegend, wo sich die Fische gut und die Vögel, die Menschen noch hellen konnten wie die Vögel, wirtschaftete nun bereits seit Stunden in den Räumen des Instituts herum. Er stellte Mikroskope und Präparate auf und beachtete den noch hilflosen Diener gar nicht. Dieser Herr Regierungsrat wollte am Abend vor den Professoren und Ärzten in der Physiologischen Gesellschaft einen Vortrag halten.

In seiner nächsten Nähe stehen die beiden treuesten seiner Mitarbeiter, die das Geheimnis seiner letzten, großen Forschungsarbeit kennen, Löffler und Gaffky, die ihm mitarbeiten. Das herrlich Erregende des Augenblicks strahlt ihm aus ihren Blicken entgegen. In der Wissenschaft gibt es wohl glücklichere Fälle, die erhoffte Entdeckungen erleichtern, aber es gibt nichts, das dem Forscher unversäumt aufzählt. Bis hierher war der direkte Nachweis eines tuberkulösen Virus als ein noch ungelöstes Problem zu betrachten, und der Nachweis von irgendwelchen, dem Körper fremdbartigen, parasitischen Wesen, die möglicherweise als Krankheitsursache gedeutet werden konnte, mußte von vielstrebiger Forschung erst erbracht werden. Das ist dem Vortragenden gelungen, und zwar mittels eines ganz neuartigen Färbeverfahrens, das ermöglicht, bisher noch nicht bekannte Bakterien festzustellen.



Stud. med. Emil Jannings

Um für seinen großen Tobisfilm „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes“ die notwendige seelische und sachliche Vorbereitung zu haben, besuchte Staatschauspieler Emil Jannings die Einrichtungen der Berliner Institute, in denen die Hauptfiguren seines Films Robert Koch und Ernst Virchow seiner Zeit gewirkt haben. Rechts von ihm der Regisseur des Films Hans Steinhoff (Foto: Tobis-Pressa Hoffmann)

werden konnte, mußte von vielstrebiger Forschung erst erbracht werden. Das ist dem Vortragenden gelungen, und zwar mittels eines ganz neuartigen Färbeverfahrens, das ermöglicht, bisher noch nicht bekannte Bakterien festzustellen. Bescheiden, fast schamlos, beginnt der Redner seinen Vortrag. Man lauscht ihm atemlos. Jedes Wort, jeder Satz seines Referates hat fählerne Schwungkraft und klassische Kürze. Jeder Zuhörer weiß, daß da ein Meister spricht, der wie keiner zur Forschungsarbeit berufen ist, doch das unerhörte, das ihm gelang, begreift zunächst noch keiner. In süden-

lofer Kette reißt sich auf den Tisch den Präparat an. Er ist überzeugt, daß seine Forschung galt dem Kampf gegen einen für unbewaffnete Menschenaugen unsichtbaren Feind, den er suchte, weil er ihn ahnte, einen der fürchterlichsten Vernichter der Menschheit, dem jeder Siebenste zum Opfer fällt. „Es ist mir gelungen, den Erreger der Schwindsucht, der Tuberkulose, zu entdecken“, sagt der Redner, „den Tuberkelbazillus.“ Es ist am 24. März 1882. Der Name des Entdeckers heißt: Robert Koch.

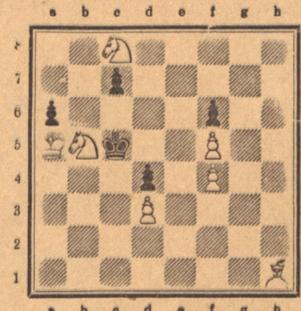
Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weibinger, Durlach

Folge 20

14. Mai 1939

Aufgabe Nr. 20 von Karl Verlinghof, Karlsruhe Brennefeld-Schach



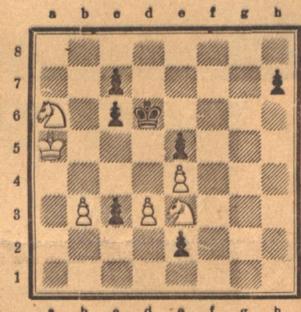
Weiß: Kd5, Vg1, Sg5, c8, Bb8, f4, f5. (7) Schwarz: Kc5, Bc6, c7, d4, f6. (5) Matt in 4 Zügen.

Eine schön konstruierte Aufgabe, die nur dadurch etwas verliert, daß der Weiß angegriffen ist und daher den 1. Zug machen muß. Der 2. Zug ist aber dann überraschend und gibt der Aufgabe das Gepräge!

Achtung!

Sämtliche Aufstellungen sind nur an Theo Weibinger, Durlach, Postfach 7, zu senden.

Ein schönes Endspiel von B. Vollmer, Pforzheim Urdruck



Weiß: Kd5, Sg6, c8, Bb8, d9, e4. (6) Schwarz: Kd6, Bc6, c7, e2, e5, f7. (7) Weiß zieht und gewinnt.

Es handelt sich für Weiß darum, die schwarzen Bauern aufzuhalten. Der Weiß kann höchstens den schwarzen e- und b-Bauern halten, aber der b-Bauer läuft davon. Also muß — so unvorhersehbar es aussieht, der Weiß eingreifen; aber über b4 um, kommt er zu spät. Nur durch eine feine Mattdrohung kann er es schaffen: 1. Sg6-c5! Es droht Sg6-f7. K:c5 nebst b9-b4 matt. Schwarz kann also nicht e2-e1 d ziehen, sondern muß die Mattdrohung parieren. Dies kann nur durch 1... Kd6-e7 geschehen. Nun kann zunächst der Weiß den schwarzen e-Bauer anhalten, also 2. Sg6-e2. Der schwarze b-Bauer beginnt jetzt zu rennen: 2... b7-b5. Aber der Weiß nimmt noch einen Anlauf nach hinten: 3. Sg6-a4! und kann den Ausreißer noch unter der Haubitze abfangen: 4... b5-b4 4. Sg6-c4 b4-b5 5. Sg6-e2 b5-b6 6. Sg6-e2, und der Springer hat es noch geschafft, wenn er auch abgehört dem Bauer den Rang abgelaufen hat. Weiß gewinnt nun leicht.

Deutschlands Sieg gegen Ungarn 20 1/2 zu 13 1/2!

In Karlsbad fand ein Länderwettkampf des Großdeutschen Schachbundes gegen Ungarn statt, in welchem unsere Spieler einen hohen Sieg von 20 1/2 zu 13 1/2 Punkten erringen konnten. Dies ist ein großer Erfolg gegen das spielstarke Ungarn, welches bekanntlich 1938 beim Münchener Schacholympiade den ersten Preis errang. Der Kampf wurde doppeltblind an 20 Brettern gespielt für Deutschland: Göttsches, 1, 1/2; Bogdanow, 1, 1; Kieninger, 1, 1/2; Gila (Sowjetland), 1, 1; Michel, 1, 1/2; Hellmuth, 1, 1/2; Richter, 1, 1; Heinicke, 1, 1/2; Kähler, 1, 1/2; Becker (Wien), 1, 1. Also 15 zu 5 gewonnen!

Karlsbad war ein schöner Anlauf für das Schachtreffen in Südamerika diesen Sommer, an dem die stärksten Mannschaften des Welt-Schachbundes teilnehmen werden, darunter auch die deutschen Meisterpieler.

Die folgende wichtige Partie wurde am 8. Brett gespielt.

Frankreich (Schwarz): Heinicke (Deutschland) Weiß: Török (Ungarn) 1. e2-e4 e7-e6 18. Tg8-b8 b7-b6 2. d2-d4 d7-d5 19. Sg1-e2 Vc8-a6 3. Sd1-c3 Sg8-f6 20. Sg2-g3 Kg9-a7 4. Vcl-g5 d5-e4 21. f2-f3 Sg8-e6 5. Sg3-e4 Vg8-e7 22. Tg8-a3 Va6-b5 6. Sg4-g3 c7-c5 23. Sg3-e4 Tg8-d8 7. d4:c5 Dd8:d1+ 24. Sg4-b1 a7-a5 8. Tal:d1 Sg7-e5 25. Sg3-b1 Sg8-c3 9. Sg3-b5 Sg5-b7 26. Sd1-c3 Tg8-c8 10. Sg5-g7+ Kf8-f8 27. b2-b3 Vc4-a6 11. Vg5-h6 Kf8-g8! 28. b3-b4 Sg6-d4 12. Vg1-b5 Vc5-f8 29. b4:a5 Sd4:e2+ 13. Vb5-d7 Sg6-d7 30. Sg3-c2 Tc8-e2+ 14. Td1-d3 f7-f6! 31. a5:b6 Tc2-e2+ 15. Sg7-e6 Vg8-f8 32. Ke1-f1 Td8-d1 16. Td9-g9 Vg6-f6 matt. 17. Sg6-f8 Sd7-f8

Graf v. Kappel

Zum LACHEN und RATEN

Silberrätsel

a - al - an - be - den - dank - di - don - e - e - ei - es - fat - ge - gen - gen - haus - he - hemd - bi - in - fei - fen - fo - li - lie - ma - na - nach - nat - ne - ne - ni - pen - por - ta - re - rei - rie - sa - ja - schim - fi - ta - tau - ter - ti - to - treib - für - un - veil - wels - wind

Aus diesen 54 Silben sind 18 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:

- 1 berühmter russischer Sänger aus der Jarenzeit, 2 nordamerikanischer Staat, 3 unangenehme Charaktereigenschaft, 4 Wäffelspiel, 5 höchste Meeresflume, 6 Insel im Stillen Ozean, 7 der Welt Vohn, 8 Wetterbeschub, 9 kolonialer Wirtschaftsbetrieb, 10 weiblicher Vorname, 11 Teil der Familie, 12 Schlange, 13 Blume, 14 Witterungserscheinung im Frühjahr, 15 Bergwerk, 16 europäisch-asiatischer Staat, 17 berühmte Klaviervirtuosin, 18 gärtnerische Anlage.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch. (Es gilt als nur 1 Buchstabe.)

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____

Vorsatzrätsel

ber, -de, -ert, -ien, -na, -se. Statt der Striche sind Silben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Land in Asien, Krankheit, Baum, männlicher Vorname, weiblicher Vorname, Teil des Gesichtes. Sind die richtigen Wörter gefunden, müssen ihre Anfangsbuchstaben im Zusammenhang gelesen eine Zeit der Erholung bezeichnen.

Wer hat richtig erraten?

Unausg. erwünscht: a. Adam, Eber, Maus, Acker, Baum, Vier Dame, Wand, Ofen, Plan, Ake, Tom, b. Salm, Eber, Gans, Ocker, Pant, Eier, Name, Sand, Asten, Ulan, Eise, Rom. — Soebenbauer, Kreisvorsitz, Bannort: 1 Gras, 4 Roma, 6 Ester, 8 Tom, 9 AG, 11 Aende, 13 Wei, 14 Gin, 16 Maron, 18 Bran, 20 Seant, 21 Zeer, 22 Wet, — Genfret: 1 Granm, 2 M, 3 Etou, 4 Veler, 5 Auge, 7 Angebora, 9 Wria, 10 Webal, 13 Tiger, 15 Nacht, 16 Wof, 17 Saad, 19 Ute.

Silberrätsel: 1 Romäne, 2 Insel, 3 Einfall, 4 Garswabi, 5 Bismarck, 6 Hirt, 7 Bunte, 8 Zalan, 9 Sonnenhut, 10 Lormart, 11 Gros, 12 Ophi, 13 Helming, 14 Fohlen, 15 Oma, 16 Ratter, 17 Weib, — Die größte Offenbarung ist die Stelle, — langer Einfall, Mühsal.

BRIEFMARKENECKE

Das Memelland und seine Postwertzeichen

Das Memelland wurde von 1919 bis zum Jahre 1923 durch die Franzosen — als die Vertreter der alliierten Mächte — verwaltet und mit einer Fülle von französischen Marken mit Auf- und Ueberdrucken beflaggt. Im Januar 1923 erfolgte die Besetzung durch das einmarschierende litauische Militär und am 24. Januar die provisorische Unterstellung der Posthoheit unter das litauische Verkehrsministerium. Am 16. April 1923 erfolgte die Einführung der Litauischen Briefmarken. Am 26. Mai wurde die Memelkonvention rechtskräftig. Damit ging die Memeler Post endgültig an Litauen über. Am 1. Juni 1925 wurden keine Memelmarken an den Schaltern mehr verkauft und die vorhandenen Restbestände nur bis Ende August verwendet. In dieser Zeit kommen auch die von Sammlern sehr geschätzten „Mischfrankaturen“ vor.

höheren Werte — sind mit Vorsicht zu genießen. Einer der gefährlichsten Falschtempel lautet XIX 10, 9, 20, 3 — 4 N.

Am 7. Juli 1920 wurden die im Kurs befindlichen franz. Marken, mit schwarzen und rotem Aufdruck der Staatsdruckerei Paris, an den Schaltern ausgegeben. Die Serie umfaßt die Werte von 5 pf. bis 20 ml., die letztere auf 5 Fr. blau/schwarz. Sie wurde infolge der eintretenden Porzellanerhöhung erweitert. Am 5. Mai erschienen franz. Marken mit neuem, berichtigtem Ueberdruck: Pf. statt pf. und ml. statt ml. Und nun konnte der „Markenrummel“ starten. Die Druckmaschinen kamen überhaupt nicht zum Stillstand. Eine Ausgabe folgte der anderen. Flugpost-Serien erschienen, deren Notwendigkeit für das kleine Ländchen mit 150 000 Einwohnern mehr als zweifelhaft war.

Am 26. Januar 1923 wurden die ersten litauischen Ausschlußmarken in Steinbrud ausgegeben, die zugleich dem neuen Tarif angepasst waren. 10 ml. für die Druckfache und 20 ml. für die Postkarte, 10 ml. für die Postkarte und 50 ml. für den Brief. Schon 10 Tage später erschien die zweite Ausschlußausgabe, am 7. Februar die dritte, Mitte Februar eine weitere, Anfang März die sogenannte „endgültige“ Ausgabe, alle noch mit der alten Währungsbezeichnung: Markta. Am 12.

April 1923 erschien eine „Gedenkausgabe“ vermutlich zur Angliederung des Memeler Hafens in Steinbrud der Staatsdruckerei Kowno in den Wertstufen von 80. — bis 3000. — ml. Die Auflage betrug je 100 000 Stück. Danach folgten Ausgaben mit Aufdruck der neuen Währung, „Centu“. Eine weitere Serie brachte die Angabe „Cent“ statt Centu. Restbestände wurden bald mit anderen Aufdrucken in schwarz, rot und grün versehen. Am 1. Juni wurde der Verkauf aller Memelmarken durch die Post eingestellt. Es gibt rund 250 verschiedene Marken des Memellandes. Die Zahl der Marken, Mattentfeller, Druckverschiebungen und Typenabweichungen ist Legion. Der Spezial-Sammler hat hier manche harte Nuß zu knacken. Die Postwertzeichen des Memellandes sind bei den Sammlern nicht sonderlich beliebt gewesen. Das hat seinen Grund darin, daß das Memelgebiet — im Gegensatz zu anderen Abteilungsgebieten wie Saar, Danzig usw. — keine eigenen Marken herausgegeben hatte. Die verwendeten Marken der franz. Mandatsverwaltung sind langweilig und alles andere denn „schön“ zu nennen. Sie sind ferner durch üblichen Aufdruck entstellt, was bei den gestempelten Stücken noch mehr in Erscheinung tritt und bleiben uns fremd, so daß wir das mangelnde Interesse verstehen können. Die franz. Postverwaltung im Mutterland ging erst später dazu über, im Interesse der Sammler, wie auch im Interesse der Propaganda — gefällige Marken herauszubringen. Die Mandatsverwaltung hatte es verstanden, aus dem „Briefmarkengeschäft“ eine nicht zu unter-

schätzende Einnahmequelle zu gestalten. Fast alle Monate kamen neue Serien heraus, schließlich kamen die deutschen Philatelisten (ältere Sammlerfreunde werden sich noch gut daran erinnern) nicht mehr mit. Der Tiefstand der deutschen Währung, die unzeitige „Inflation“, hatte uns einen Niegel vorgeschoben. Heute werden viele Sammler beim Durchblättern bedauerliche Lücken ihrer „Memel-Sammlung“ feststellen müssen. Das Memelland ist endgültig heimgekehrt und seine Postwertzeichen gehören unbedingt in unsere „Deutschland-Sammlung“.

Neue Devisenvorschriften

Die neuen Devisenvorschriften vom 18. April 1939 sind außerordentlich streng abgefaßt, danach ist jede Ausfuhr oder Einfuhr von ungebrauchten deutschen Briefmarken verboten. Es muß in allen Fällen eine besondere Genehmigung zur Ein- oder Ausfuhr beschafft werden. Auch die gedenkwertige Verbringung von ungebrauchten Briefmarken nach dem Ausland ist untersagt. Außerdem ist jeder Briefmarkenverkauf, gleichgültig, ob Stück gegen Stück oder Wert gegen Wert getauscht wird, oder ob überhaupt keine Wertgrundlage für das Geschäft vorhanden ist, genehmigungspflichtig.

Wir empfehlen unseren Lesern dringend, allergrößte Vorsicht walten zu lassen, insbesondere da für den Sammlermarkt in Zukunft nur noch zwei Stück je einzelne Marke gestattet sind. Bei irgendwelchen Anfragen wende man sich gleich an die richtige Stelle, also an die „Heberrnachsstelle für Warenverkehrsbeschränkung“.

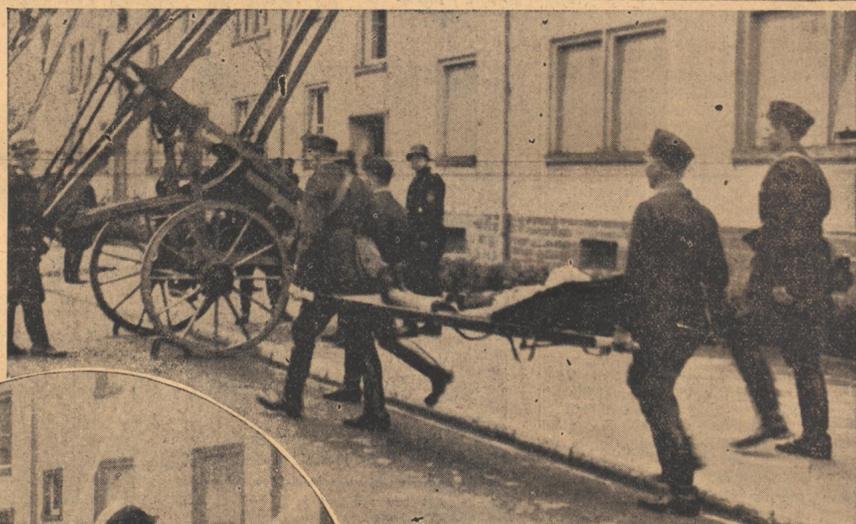
Das Memelland wurde von 1919 bis zum Jahre 1923 durch die Franzosen — als die Vertreter der alliierten Mächte — verwaltet und mit einer Fülle von französischen Marken mit Auf- und Ueberdrucken beflaggt. Im Januar 1923 erfolgte die Besetzung durch das einmarschierende litauische Militär und am 24. Januar die provisorische Unterstellung der Posthoheit unter das litauische Verkehrsministerium. Am 16. April 1923 erfolgte die Einführung der Litauischen Briefmarken. Am 26. Mai wurde die Memelkonvention rechtskräftig. Damit ging die Memeler Post endgültig an Litauen über. Am 1. Juni 1925 wurden keine Memelmarken an den Schaltern mehr verkauft und die vorhandenen Restbestände nur bis Ende August verwendet. In dieser Zeit kommen auch die von Sammlern sehr geschätzten „Mischfrankaturen“ vor.



FEUERWEHR IM DIENST



Ein Bildbericht
zum
Landesfeuerwehr-
tag in Karlsruhe



Unsere Bilder:

Oben: Es brennt

Links: Abseilen an der senkrechten Wand —
Sprung in das Sprungtuch

Rechts: Die große Kameradschaft: Feuerwehr
und Sanitäter — Kommando: Wasser! —
Übungen an der Leiter

Aufn.: Geschwindner

